lung von 206 Schreiben Geßners an verschiedene Zeitgenossen gemeint ist, die aber mit keinem Wort erwähnt wird (*Epistolarum medicinalium, Conradi Gesneri, philosophi et medici tigurini, libri III. ... Omnia ... per Casparum Vvolphium ... in lucem data. Tiguri ... 1577*). Die Frage nach den Originalen und den Antworten müßte wenigstens gestellt werden. So bleibt der löbliche Versuch, den Zugang zu dem auch in seinen Briefen ebenso reichen wie liebenswürdigen Geßner zu erleichtern, methodisch unvollkommen. Urs Boschung

14. Verena Martin-Kies, *Der Alltag eines Engadiner Arztes um 1700 aufgrund des Tagebuches von Jachiam E. Frizzun*, mit Vorwort und Anhang von Huldrych M. Koelbing. Bd. 52 der Schriftenreihe der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Calven Verlag, Chur 1977. 120 S., 2 Abb.

Dieses Praxisjournal eines Engadiner Arztes, der in Celerina praktizierte, erweist sich als höchst wertvoller Fund. Da es im Idiom dieser Talschaft, dem Rätoromanischen, geschrieben ist, war die Entzifferung keine leichte Aufgabe, die aber Frau Martin als Rätoromanisch sprechende Ärztin in geduldiger Arbeit gelöst hat. Sie bietet aus dem Zeitraum 1693–1713 eine typische Auswahl von 100 Krankengeschichten mit Angabe der Therapie und des Verlaufs, nebeneinander in romanischer und deutscher Sprache. Eine tabellarische Übersicht stellt alle behandelten Fälle zusammen, eine Liste im Anhang die verwendeten Medikamente. Frizzun war, wie schon sein Vater, Barbier-Chirurg ohne akademischen Titel. Er hatte noch Kunden, die er regelmäßig rasierte. Hauptsächlich aber hat er sein Dorf ärztlich versorgt, nicht nur kleinchirurgisch, sondern vor allem internistisch. Ausgeklammert war die Geburtshilfe, die noch ganz in der Hand von Hebammen lag. Über seine Ausbildung ist nichts bekannt. Nach seiner diagnostischen Terminologie und seiner Therapie zu urteilen, hat er kaum schlechter praktiziert als die Doktoren, die es in benachbarten Dörfern auch gab und die gelegentlich konsiliarisch zugezogen wurden. Frizzun konnte offenbar nicht von seiner Praxis leben, sondern führte mit seiner Familie noch einen landwirtschaftlichen Betrieb. Die Entschädigungen für seine ärztlichen Leistungen wurden nicht selten in Naturalien entrichtet, manchmal auch in Form von bäuerlichen Dienstleistungen.

Die Autorin hat es verstanden, sehr anschaulich das Wirken dieses Arztes anschaulich darzustellen und die medizinhistorischen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge herauszuarbeiten. Die Stiftung von Schnyder von Wartensee

hat durch Aufnahme in ihre Schriftenreihe für eine ansprechende Paperback-Ausgabe gesorgt.

Carl Haffter

15. Carl Haffter, *Tagebuch des Zürcher Medizinstudenten Elias Haffter aus dem Jahre 1823*. Verlag Hans Rohr, Zürich 1976. 72 S., mit Porträt und Faksimile. Engl. Brosch. Fr. 9.80.

Der 1803 geborene Elias Haffter, der Stammvater der bekannten Thurgauer Ärztefamilie, studierte von 1820 bis 1824 am medizinisch-chirurgischen Institut in Zürich; später setzte er seine Studien an der Universität Würzburg fort und wirkte dann bis zu seinem Tode im Jahr 1861 in Weinfelden. Während des Jahres 1823 führte er von Tag zu Tag ein sehr genaues Tagebuch, das hier auszugsweise mit einem verbindenden und erläuternden Text wiedergegeben wird. Man sieht aus dem Tagebuch wunderschön, wie ein Student damals lebte, was er las, wie er sich um die Mehrung seiner Kenntnisse und Erfahrungen bemühte, und natürlich auch, welche Ausbildung ihm angeboten wurde. Haffters Studienzeit fiel in die Jahrzehnte zwischen der handwerklichen und der akademischen Ausbildung, und das macht den historisch ohnehin ansprechenden Text zusätzlich noch aktuell: Gerade heute wird ja mit dem Wahlstudienjahr eine zaghafte Annäherung an ein mehr praxisbezogenes Studium versucht. Selbst heute mag ein junger Arzt mit einiger Wehmut an eine Ausbildung denken, bei der der Student seinen Lehrer nicht nur in Vorlesungen (und vielleicht noch in Kursen) sieht, sondern wo er bei einem Arzt wohnte, von ihm in der Praxis eingesetzt wurde, wo er mit einigen Schritten im Vorlesungssaal, mit einigen weiteren in der Apotheke war, wo er die Arznei unter kundiger Leitung selbst zuzubereiten hatte, und wo er bei der «Wundschau» gewiß wichtige sozialmedizinische Einblicke gewinnen konnte. Unter den Studenten herrschte übrigens eine fröhliche Geselligkeit, die, zusammen mit ersten selbstgewählten wissenschaftlichen Versuchen, der Bildung der Ärztepersönlichkeit günstig sein mußte. Das medizinisch-chirurgische Institut vermittelte offensichtlich eine sehr gute Ausbildung, so daß seine Überführung in die medizinische Fakultät der 1833 gegründeten Universität nicht allzu schwierig sein mochte. Übrigens gab es damals Jahreskurse mit abschließenden Examina – den Jahreskurs gibt es nun neuestens wieder, und vielleicht läßt auch das Examen nicht allzulange auf sich warten. – Das kleine Buch ist sehr kenntnisreich kommentiert und gut ediert, so daß höchstens ein kleiner Wunsch offenbleibt: daß aus dem alten Text nicht noch mehr wiedergegeben wurde, denn man würde noch lange und gerne darin lesen.

Hans H. Walser